

Angriff auf die Geschichte

Biopic über den Theologen Bonhoeffer, der ohne Waffen gegen Hitler kämpfte, lässt die Chance des Gedenkens ungenutzt

Tobias Korenke

Berlin. Pünktlich zum 80. Jahrestag der Hinrichtung Dietrich Bonhoeffers am 9. April kommt nun das seit Monaten kontrovers diskutierte Biopic über den Theologen und Widerstandskämpfer in die deutschen Kinos. In den USA ist die amerikanisch-belgisch-irische Produktion „Bonhoeffer: Pastor. Spy. Assassin.“ im November letzten Jahres angelaufen und mitten im aufgeheizten Wahlkampf-Klima von den rechts-evangelikalen Angel-Studios vermarktet worden. Mit viel Getöse: Ein reißerisches Plakat zeigte Bonhoeffer mit Schusswaffe vor dem Abbild Hitlers, eine groß angelegte Kampagne evangelikaler Nationalisten und Trump-Verhörer zog abstruse historische Parallelen und ließ den Eindruck entstehen, so wie Bonhoeffer gegen Hitler gekämpft hat, müsse man heute gegen die Demokraten unter Biden und Harris Widerstand leisten.

„Wie weit wirst du gehen, um für das Richtige einzutreten?“ – dieser Claim konnte als Aufruf zur politischen Gewalt gedeutet werden. Bonhoeffer-Experten aus aller Welt warnten vor dem Missbrauch, die Familie Bonhoeffers protestierte in einem offenen Brief gegen die politische Instrumentalisierung ihres (Groß-)Onkels und auch die Schauspieler, darunter Jonas Dassler, Moritz Bleibtreu, Nadine Heidenreich und August Diehl, distanzieren sich von der aggressiven Vermarktung. Der deutsche Verleih hat das Marketing nun radikal geändert: Keine Knarre und kein Hitler auf dem Plakat, der Untertitel gestrichen, die amerikanische Kampagne peinlich verschwiegen.

Die vielen historischen Verdrehungen sind gefährlich

Der Film allerdings bleibt auch in der synchronisierten Fassung langatmig, schwülstig und historisch fehlerhaft. Zweifellos, künstlerische Freiheit ist ein hohes Gut. Und wenn der amerikanische Drehbuchautor und Regisseur Todd Komarnicki mit Emphase ausmalt, er hätte eben „seinen Bonhoeffer“ zeigen wollen, dann wirkt es durchaus anrührend. Aber insbesondere die vielen historischen Verdrehungen sind nicht nur ärgerlich, sondern gefährlich. Denn in Zeiten, in denen das AfD-Milieu versucht, die Geschichte des Nationalsozialismus umzudeuten und auch nicht davor zurückschreckt, sich in die Tradition des Widerstands des 20. Juli zu stellen, kommt es mehr denn je darauf an, dass die



Jonas Dassler als Dietrich Bonhoeffer.

KINOSTAR

Grenzen zwischen Fakten und Fakes nicht verschwimmen. In diesem Film werden jedoch Wahrheiten, Ahnungslosigkeiten und Lügen zu einem Brei, der noch dazu übermäßig süß und ziemlich zäh ist, zusammengeführt.

Dass die Lebenswelt der Bonhoeffers grotesk falsch dargestellt ist – geschenkt. Wahrscheinlich fällt es nicht nur Amerikanern schwer, sich ein protestantisch geprägtes Bildungsbürgertum vorzustellen, das nicht in protzigen Landhäusern residiert, sondern deutlich mehr Wert auf geistigen denn auf materiellen Besitz legt. Und das sich übrigens auch nicht in dandyhaften Mänteln und Anzügen, die Bonhoeffer-Darsteller Dassler ungemein schmücken, kleidete und wahrscheinlich auch nicht Wert auf schnickes Haarstyling legte – schon gar nicht im Angesicht des Galgens.

Man könnte das alles übersehen, wenn diese Äußerlichkeiten nicht ein diffuses Licht auf Bonhoeffers Persönlichkeit werfen würden – einen neugierigen Intellektuellen, der mit beiden Beinen im Leben stand, ein Christ, der fromm, aber nie frömmelnd um seinen Weg rang, sich stets für Schwächere einsetzte und für den Kirche nur Kirche war, „wenn sie für andere da ist“, ein Mensch, der ein großes Talent zur Freundschaft hatte und das Leben

liebte. Von all dem spürt man wenig in den zwei sehr langen Stunden im Kino.

Eine besonders absurde von unzähligen absurden Szenen zeigt, wie Bonhoeffer während einer England-Reise versucht, von Churchill Sprengstoff für ein Attentat auf Hitler zu ergattern. Sicher, Bonhoeffer war, wie vielen anderen Widerstandskämpfern auch, das Verstellen und Taktieren in der Konspiration fremd. Aber ganz so naiv handelte er nun auch wieder nicht. Historischer Fake: Eine derartig abwegige Vorstellung von Widerstand kann nur entwickelt, wer sein Wissen vorrangig aus drittklassigen Spionagethrillern speist.

Eine Schlüsselpassage macht die politische Schiefelage des Films besonders deutlich. Hier hält der Kopf der Bekennenden Kirche, Martin Niemöller, im Film fälschlicherweise als „Bischof“ bezeichnet, am Sonntag nach dem Pogrom des 9. November 1938 eine mutige Predigt. Leidenschaftlich verurteilt er die Ausgrenzung und Verfolgung der Juden. Dabei wendet er sich direkt an die unter der Kanzel postierten uniformierten Nazis. Die verlassen wütend und drohend die Kirche. Die übrige Gemeinde aber bricht in tosenden Applaus aus. Kurz darauf wird der Film-Niemöller ins KZ gebracht.

Abgesehen davon, dass der reale Niemöller bereits 1937, also lange vor dem Novemberpogrom, verhaftet worden war und sich in der NS-Zeit nie offen für Juden eingesetzt hat, kann man das Bild der trotzig applaudierenden Gemeinde nur als groteske Geschichtsklitterung bezeichnen: Hätte es so ein resilientes Verhalten in der Bevölkerung gegeben, wäre den Juden wohl vieles erspart geblieben. Nein, die Deutschen waren kein Volk von Widerstandskämpfern. Aber die Neuen Rechten, die eine radikale Wende in der Erinnerungspolitik betreiben, werden sich freuen...

Über die Gründe, warum Bonhoeffers Verlobte Maria von Wedemeyer, für die er aus dem Gefängnis heraus das berühmte Gedicht „Von guten Mächten“ schrieb, im Film nicht auftaucht, kann nur spekuliert werden. Denn diese herzerzitternde Liebesgeschichte birgt ja enormes emotionales Potenzial. Aber die Beziehung zu einer Frau hätte wohl das jesuähnliche Heiligenbild, das der Film von Bonhoeffer zeichnet, gestört. Insbesondere die Hinrichtungsszene malt es in dicken Pinselstrichen aus. Bonhoeffer, der Erlöser, wird in romantischer Landschaft auf einem Hügel zum mittleren von drei Galgen geführt. Beseelt lächelnd blickt er gen Himmel, bevor ihm die Schlinge um den Hals ge-

legt wird. Golgatha lässt grüßen – oder doch eher Monty Pythons „Leben des Brian“? Die Realität war weniger kitschig: Im Morgengrauen des 9. April 1945 wird der 39-jährige Bonhoeffer im KZ Flossenbürg erhängt – nackt, an einem Haken im Gebälk eines offenen Holzdachs.

Nein, der Film lädt uns nicht zur Auseinandersetzung mit Bonhoeffer ein, von dem wir gerade heute viel lernen könnten: etwa, dass wir nie wieder eine politische Situation zulassen dürfen, die es notwendig macht, in den Worten Bonhoeffers, „nicht nur die Opfer unter dem Rad zu verbinden, sondern dem Rad selbst in die Speichen zu fallen“. Für die ernsthafte und gewinnbringende Auseinandersetzung mit Bonhoeffer und seinem Werk gibt es andere Orte, etwa die Erinnerungs- und Begegnungsstätte Bonhoeffer-Haus in Berlin.

Tobias Korenke, Leiter Unternehmenskommunikation der Funke Mediengruppe, ist Historiker und Vorstand der Begegnungsstätte Bonhoeffer-Haus in Berlin. Sein Großvater Rüdiger Schleicher und die Brüder seiner Großmutter Ursula, Dietrich und Klaus Bonhoeffer, sowie ihr Schwager Hans von Dohnanyi beteiligten sich am Widerstand und wurden infolge des fehlgeschlagenen Attentats vom 20. Juli 1944 verhaftet und hingerichtet.

Bitterböser Humor und viel Zeitgeist: Die Serie „Hacks“

Berlin. Wer guten Humor schätzt, muss erst einmal einiges aushalten können zu Beginn der US-Serie „Hacks“. Denn lustig sind die beiden Comedy-Stars Deborah und Ava da noch nicht so oft. Viel zu häufig treten sie dagegen unangenehm, gar peinlich auf. Doch sie können anders – und daher sollen sie wider Willen nun zusammenarbeiten, um das Programm der alternden Künstlerin Deborah aufzuwerten. Und diese Zusammenarbeit knallt.

Am 11. März wird Staffel eins ab 22.30 Uhr auf ZDFneo gezeigt – und damit erstmals im Free-TV. „Hacks“ ist auch kostenfrei zum Streamen in der ZDF-Mediathek verfügbar (erste Staffel ab 12. März, die zweite ab 19. März.).

Da ist einerseits die jüngere eigenbrötlerische Comedienne Ava Daniels (Hannah Einbinder) – aus der Gen-Z und queer, die aber zuletzt einen politisch unkorrekten Witz zu viel gerissen hat, sodass sie nicht mal mehr als Autorin für andere Künstler eingestellt wird. Selbst in Alltagsdialogen schafft sie es stets, ihr Gegenüber in unangenehme Situationen zu bringen.

Und da ist die ältere Komikerin Deborah Vance (Jean Smart) – Inbegriff einer glamourösen Las-Vegas-Grand-Dame, die einst Vorreiterin der Frauen in der Stand-up-Comedy-Szene war. Heute denkt sie, sich alles herausnehmen zu können. Sie hat ihre besten Bühnenmomente bereits erlebt. Ihr gelingen nicht mal mehr echte Skandale (einst fackelte sie das Haus ihres Ex-Manns ab).

Es kracht beim ersten Zusammentreffen, bei herrlich sarkastischem Humor und bitterbösen Dialogen wird aber rasch klar: Die beiden Frauen brauchen sich, um wieder erfolgreich zu werden. Um moderne Comedy zu kreieren. Aber vor allem, um sich selbst und andere mehr wertzuschätzen.

„Hacks“ wurde laut dem ZDF mit neun Emmy-Awards, unter anderem für die beste Comedy-Serie, sowie mehreren Golden Globes ausgezeichnet. dpa



Deborah (Jean Smart, r.) und Ava (Hannah Einbinder, l.) kehren nach Las Vegas zurück. KAREN BAL-

LARD/DPA

Pianist Matan Porat entschleierte die Musik von Debussy

Der israelische Musiker fesselt das Publikum im Pianosalon Christophori mit seinem ebenso durchdachten wie virtuosem Spiel

Mario-Felix Vogt

Berlin. Der Israeli Matan Porat ist einer von vielen klassischen Pianisten und Komponisten, die in den letzten 15 Jahren nach Berlin gezogen sind. Allerdings dürften darunter nur wenige über seine analytischen Fähigkeiten verfügen, die sein Spiel in Kombination mit einer virtuosens Pianistik so fesselnd machen.

Am Sonntag präsentierte sich der Schüler von Maria João Pires und Murray Perahia, der auch bei George Benjamin Komposition studierte, im Pianosalon Christophori mit einem bunt gemischten Programm: Claude Debussys Étude Nr.

11 „Pour les arpèges composés“, Ludwig van Beethovens Fis-Dur-Sonate „à Thérèse“, Frédéric Chopins zweite Sonate b-Moll mit dem berühmten Trauermarsch und Franz Schuberts Sonate in D-Dur D 850.

Wer bis dato gedacht hatte, Debussy sei ein Komponist, der als Hauptvertreter des musikalischen Impressionismus für einen weichen, etwas verschleierte und bedeckten Klang steht, wurde im Eröffnungsstück mit einer völlig konträren Sicht auf Debussys konfrontiert. Kernig und beinahe schon perkussiv gestaltete der israelische Pianist Debussys pianistische Studie. Das war pianistisch brillant, wirkte aber stellenweise zu harsch und zu

monochrom. Sicherlich kann man darüber diskutieren, ob Debussy so verhaucht und überpedalisiert gespielt werden sollte, wie nicht wenige Pianisten das tun, doch in seiner ästhetischen Abgrenzung zum Debussy-Klischee schoss Porat ein wenig über das Ziel hinaus.



Matan Porat überraschte das Auditorium mit einer eigenwilligen Interpretation von Debussys Étude Nr. 11.

ORLI BARUCH

Deutlich überzeugender geriet seine Darstellung von Beethovens zweisätziger Sonate „À Thérèse“, die ihren Beinamen der ungarischen Adligen Thérèse von Brunsvik verdankt, der Beethoven das Werk widmete. Hier beeindruckte Porat durch ein sehr strukturbe-

wusstes und rhythmisches Spiel, durch große Klarheit und Transparenz. Die Chopin-Sonate hingegen gestaltete Porat über weite Strecken mit viel Zögern und Zagen. Der Kopfsatz wirkte im Schwung und Tempo gebremst, ebenso das folgende Scherzo.

Dafür gelang ihm der Trauermarsch herausragend gut. In einem wunderbar weichen und düsteren Pianissimo-Ton brachte er das berühmte Hauptthema zum Klingen, mit grandioser Legato-Kultur das Seitenthema, bei dem er es jedoch wieder etwas mit dem Rubato übertrieb. Das geisterhaft huschige Finale, das durch das Fehlen eines markanten Themas eine eüdenhafte

Wirkung entfaltet, spielte er technisch brillant, klanglich jedoch etwas zu offen und direkt.

Deutlich stimmiger war Porats Interpretation von Schuberts eher selten zu hörender D-Dur-Sonate D 850. Mit differenzierter Artikulation und großartigen klanglichen Steigerungen bis zum Fortissimo, die den Flügel beeindruckend orchestral klingen ließen, spielte er den zweiten Satz, während er das Scherzo und den Finalsatz mit packendem tänzerischen Schwung intonierte. Da gab es zu Recht im gut gefüllten Pianosalon begeisterten Applaus, Porat bedankte sich mit einem brillant dargebotenen Schubert-Impromptu in Ges-Dur op. 90.